



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Davidsohns Geschichte von Florenz

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Davidsohns Geschichte von Florenz



on diesem bei E. S. Mittler und Sohn in Berlin erschienenen, großartig angelegten Werke liegen uns drei neue Bände vor. Der erste darstellende Band (Zweiter Band: Guelfen und Ghibellinen. Erster Teil: Staufische Kämpfe. 621 Seiten, 13 Mark) umfaßt die Zeit von Ottos des Vierten Kaiserkrönung 1209 bis auf das Jahr nach Manfreds Fall in der Schlacht bei Benevent 1267; der zweite (Zweiter Band: Guelfen und Ghibellinen. Zweiter Teil: Die Guelfenherrschaft und der Sieg des Volkes. 634 Seiten, 13 Mark) geht von 1267 bis 1297. Der Urkundenband (Forschungen zur Geschichte von Florenz. Vierter Teil: Dreizehntes und vierzehntes Jahrhundert. 616 Seiten, 15 Mark) reicht etwa bis 1330.

Um von dem in diesem Urkundenbände aus Staats- und Kirchenarchiven und aus nur an Ort und Stelle erreichbaren seltenen Druckwerken zusammengebrachten Reichtum eine äußerliche Vorstellung zu geben, müßte man schon die Titel der mehr als fünfzig Abschnitte ausschreiben, nach denen der Stoff geordnet ist: Ereignisse der politischen Geschichte, Listen von Beamten, Baugeschichte der Kirchen, Klöster, Staatsgebäude, Mauern, Brücken usw. Gleich bewundernswert ist die streng exakte und zugleich für den Leser bequeme Redaktion. Knappe, möglichst wörtliche Urkundenauszüge, von lichtvollen Erläuterungen durchzogen, ermöglichen uns in ihrer streng chronologischen Anordnung jedesmal einen schnellen Überblick und ein selbständiges Urteil über die tatsächlichen Grundlagen, auf denen der historische Aufbau des darstellenden Bandes ruht. Für einen Leser von historischem Sinn kann es kaum einen gewähltern Genuß geben, als wenn er diese unmittelbare Frische der hundert und aber hundert Äußerungen aus Urkundenmund auf sich wirken läßt, er fühlt etwas vom Pulsschlag der Zeit und verkehrt in Gedanken mit ihren Menschen, als wären es seine Bekannten. Der wissenschaftliche Leser wird diese Art, den Stoff sprechen zu lassen, einer kunstvollen modernen Schilderung vorziehen, und bei besonders interessanten Kapiteln wird der Wert dieser Methode jedem ohne weiters einleuchten. So bei der Baugeschichte der beiden Mönchskirchen Santa Maria Novella und Santa Croce. Oder bei der Geschichte des Palazzo Vecchio, wo der Verfasser zum erstenmal eine Erklärung dafür bringt, warum dieses Staatsgebäude diesen Namen bekommen hat, da doch der Palazzo del Podestà der ältere war. Oder in dem Abschnitt über die

Entstehung der Guelfen- und der Ghibellinenpartei in Florenz Ostern 1216, wo er den Beweis bringt, daß wirkliche Geschichte ist, was bisher meist als eine novellistisch ausgeschmückte Episode von rein lokaler Bedeutung angesehen wurde. Hierbei wird auch der ausführliche Nachweis allgemein interessieren, daß die beiden Parteien erst allmählich zu ihrer aus der Geschichte bekannten politischen Stellung gekommen sind. Ursprünglich standen die Guelfen auf der Seite Ottos des Vierten, waren also kaiserlich und gegen die Kirche, wogegen der Papst den Ghibellinen Friedrich den Zweiten beschützte. Erst während der Regierung Friedrichs zogen die mit diesem entzweiten Päpste die Guelfen zu sich herüber, und nun stand die Ghibellinenpartei gegen die Kirche. Und daß sich dies alles in Toskana abspielte, und nicht etwa in der Lombardei, die doch auch Reichsland war, oder in Unteritalien, das Friedrich als Erbland gehörte, macht es verständlich, daß die beiden Parteien nur in Florenz ihren Ursprung haben konnten. Unzählige kleine, für die Italiener unendlich charakteristische Züge kann man beim bloßen Blättern in diesem Urkundenband auflesen. So wenn die Frau eines Anstifters zur Blutrache zehn Jahre später in einer Privaturkunde mit dem Vornamen „Daß mich nicht dran denken“ (Nonmenerecorda) erscheint. Oder wenn die Florentiner eine Promenade vor der Stadt anlegen und von deren Benutzung allerlei widernünftig anzusehendes Volk ausschließen, auch die Blinden, bis auf solche, „denen die Ghibellinen die Augen ausgestochen haben“, die dürfen umhergeführt werden.

Der erste darstellende Band umfaßt mit seinen über 600 Seiten kaum sechzig Jahre. Die Darstellung ist also sehr ausführlich. Sie führt oft in kürzern und längern Abschnitten in die Geschichte der andern italienischen Städte hinüber, sie bringt zu jeder Persönlichkeit da, wo diese zuerst auftritt, die mit Sorgfalt gesammelten biographischen Antezedenzen, sie gibt, streng synchronistisch oder annalistisch, Großes und Kleines nebeneinander, unterbricht die einzelnen Abschnitte oder Etappen der politischen Hauptereignisse durch lokale Episoden, baugeschichtliche Daten, kulturgeschichtliche Einzelheiten usw., deren Notwendigkeit an der betreffenden Stelle oder deren Bedeutung für das Ganze nicht immer einleuchten will. Diese von dem Verfasser gewollte Gruppierung fordert höchst aufmerksame Leser, häufiges Zurückschlagen, auch wohl vorläufiges Überschlagen und späteres Nachholen einzelner Stücke, was sich namentlich bei den detailreichen Verwicklungen der Verfassungsgeschichte bemerklich macht; kein zweites Staatswesen hat wohl eine so komplizierte und zugleich wandelbare Verfassung gehabt wie die Republik am Arno. Zur Andeutung des Inhalts mögen die Überschriften der sieben Kapitel hierher gesetzt werden: Die Spaltung der Bürgerschaft. Der Kampf um die Vorherrschaft in Toskana. Franziskaner und Dominikaner. Äußere Erfolge und beginnender Bürgerkrieg. Pandulf von Fasanella, König Enzo und Friedrich von Antiochien. Das siegreiche Volk. Das ghibellinische Florenz.

Zwei große Gruppen von Ideen und Ereignissen werden den weitem Leserkreis mächtig anziehen. Die eine hat ihren Mittelpunkt in dem Kampf der Stände. Die zwei Adelsparteien bekriegen sich so lange, bis die eine am Boden liegt, und die andre auch nicht mehr kräftig genug ist, um den Ansturm des nachdrängenden Bürgertums aufzuhalten. Sie hassen sich so grimmig, daß sie sich lieber einem fremden Herrn unterwerfen und mit dessen Hilfe ihr Werk des Hasses und der Rache fortsetzen bis zur eignen Erschöpfung, als daß sie sich mit ihren Stadtgenossen in gegenseitigem Nachgeben vereinigen, um nach außen hin selbständig zu bleiben. Denn das ist immer die sichere Folge des Parteikampfes, die sie so und so oft an sich und an andern Städten erlebt haben: ein Stärkerer kommt und frist sie beide. Der Stärkere ist in diesem zweiten Bande Karl von Anjou. Später wird es die eigne Bürgerschaft sein und das niedre Volk, das aber dann dieses Kriegespielen mit auswärtigen Machthabern so lange fortsetzt, bis sich die Republik allmählich beinahe in ein Fürstentum umgewandelt hat. Und dabei führen die Menschen und die Parteien beständig die Freiheit im Munde, und sie glauben auch daran und meinen, für sie zu kämpfen. In Wirklichkeit gesehen aber und ohne Selbsttäuschung geht der Kampf um die Macht, den Einfluß in der Stadt. Und die so handeln, sind sehr kluge Menschen, wohl die geistig fortgeschrittensten im ganzen damaligen Europa. Weil man das ununterbrochne Dreinschlagen mit den Waffen nicht aushalten würde, braucht man theoretische Zwischenspiele, worin man sich feierlich und stilvoll darüber verständigt, an welchen Punkten der Streit hält, bis es wieder losgehen kann: das sind die Verfassungsänderungen, durch die von Zeit zu Zeit die Machtanteile neu geregelt, die politischen Rechte anders verteilt werden. Mit ängstlicher, mißtrauischer Sorgfalt wird von der überlegnen Partei alles so zugeschnitten, daß der andre Teil nur ja nicht zu viel bekommt, und zwar sind es immer nur die politischen Machtmittel, um die man streitet; das Wirtschaftliche spielt eine viel geringere Rolle als in unsern Zeiten. Die Gegner schädigen zwar einander auch materiell, vernichten gegenseitig Haus und Habe, aber das ist das Zerstörungswerk der Rachsucht und der brutalen Kriegführung, nicht die systematische Regulierung der wirtschaftlichen Kräfte als Grundlagen der Macht. Zu solchen langsam wirkenden Maßnahmen läßt man sich nicht die Zeit; der einseitig politisch gerichtete Instinkt verlangt handgreifliche Erfolge. An diesem kurzfristigen Übereifer des Parteikrieges hat sich Florenz schließlich verblutet. Der Verfasser wird nicht ganz dieser Meinung sein, aber es scheint, daß die neuere Forschung in der Anspannung der wirtschaftlichen Triebfedern der politischen Geschichte doch des Guten ein wenig zuviel tut.

Noch mehr werden sich unsre Leser von den Abschnitten des Buches angezogen und geradezu ergriffen fühlen, in denen der Verfasser den Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum während der Regierungszeit Friedrichs des Zweiten mit der ganzen Kunst seiner Detailmalerei lebensvoll an uns vorüber-

ziehen läßt. Es ist das alte und immer wieder gesungne Lied, das Hauptthema unsrer mittelalterlichen Kaisergeschichte traurigen Andenkens, dessen Grundzüge wir aus dem Unterricht und aus Büchern kennen und nicht vergessen werden. Aber hier kommt uns alles wieder neu und frisch vor, wie von gestern, so nahe werden wir an den Schauplatz der Dinge hinangebracht. Wir sehen einen hochbegabten Kaiser, der zugleich tatkräftig und beweglich ist, und der vor seinen Vorgängern auch das noch voraus hat, daß er die Italiener und das Papsttum gründlich kennt, weil er selbst ein halber Italiener ist. Er hat auch kluge Berater, und andererseits sind es nicht gerade hervorragend kluge Männer, die während seiner Regierungszeit die Tiara tragen. Aber sie haben eine fest vorgezeichnete Marschroute, an der die Persönlichkeit des einzelnen Papstes gar nichts ändert. Der Papst kann äußerlich alles verlieren, aus Rom vertrieben werden, in der kleinsten Provinzstadt sitzen; er wird alles wiederbekommen, wenn er nur abwartet und nicht nachgibt, und was er nicht mehr erlebt, das erlebt einer seiner Nachfolger. Das war schon damals so wie jetzt; ich erinnere mich, welchen Eindruck 1871 ein Wort von Pius dem Neunten auf die Menschen machte: *Non possumus*. Auf solche Probe könnte es doch die weltliche Macht niemals ankommen lassen, und hierin lag die Schwäche des Kaisers. Innozenz der Dritte hatte Friedrich beschützt, solange dieser nach des Papstes Willen tat. Gregor der Neunte zog zuerst die florentinischen Guelfen auf die Seite der Kirche, das war ein namhafter Erfolg, aber er würde nicht ausgereicht haben, um des Kaisers Macht zu brechen. Innozenz der Vierte, der als Kardinal mit Friedrich befreundet gewesen war, tat einen noch wichtigern Zug: er ließ zu Hause alles im Stich, floh nach Frankreich und operierte von dort aus weiter. Er überlebte Friedrich noch um vier Jahre, aber das Aufgehen seiner Saat, die Verbindung Frankreichs mit dem Papsttum, erlebte er nicht mehr. Danach kommen zwei Franzosen nacheinander auf dem Thron Petri, des Königs von Frankreich Bruder Karl von Anjou wird Inhaber der weltlichen Macht in Neapel und Toskana, und alle Guelfen in den Städten, namentlich in Florenz, laufen ihm zu; das genügt, um sämtlichen Staufern den Hals zu brechen.

Seit der Zeit hat die den Italienern im Blute liegende Franzosenfreundschaft immer wieder ihre Wirkungen geäußert, und andererseits mögen wir Deutschen es anstellen, wie wir wollen: wir sind und bleiben ihnen von Herzen widerwärtig. Diesen letzten Zug kann man in ihrer Literatur bis hoch hinauf verfolgen. Das seltne und karge Lob auf einen Deutschen klingt immer wie aus abwägendem Kaufmannsmunde: So und soviel ist mir der Mann wert — während das französische Wesen in allen Tonarten besungen wird. Und das bleibt bei aller Mißhandlung von französischer Seite, von den Tagen der Sizilischen Vesper an bis auf die Zeit des ersten Napoleon, immer dasselbe. Ebenso ist und bleibt das Papsttum immer zunächst eine

romanische Potenz (wie Ranke sagen würde), und jeder Papst, er mag heißen, wie er will, wird immer zu allererst ein Gegner des deutschen Wesens sein. Man kommt sich trivial vor, das noch mit Betonung auszusprechen, so selbstverständlich ist es, aber unser freisinniger Protestantismus hält sich ja davor die Augen zu. Einer glaubt mit seiner überlegenen Bibelkritik die katholische Kirche schon beinahe überwunden zu haben, ein anderer spinnt seine Hoffnungen noch weiter aus den Sommerfäden einer dürftigen Los von Rom-Bewegung; der dritte hat eine Ferienreise nach Rom gemacht und meint nun die Kurie bis auf den Grund zu durchschauen; der vierte hat vielleicht eine Tante in Venedig, und die hat ihm haarklein anvertraut, wie Pius der Zehnte, der ehemalige Patriarch, denkt und was von ihm zu erwarten sei, und so gehn die Torheiten fröhlich weiter. Angesichts dessen darf man wirklich sagen, das Buch von Davidsohn hat in den Abschnitten, die über die neun Päpste von 1198 bis 1276 handeln (also vom Beginn des welfisch-staufischen Konflikts bis auf Rudolf von Habsburg), eine geradezu aktuelle Bedeutung. Es bewährt sich darin der uralte Satz, daß die Geschichtschreibung die Lehrmeisterin für die Zukunft sein soll. Möchten sich nur auch recht viele zur Belehrung einfinden!

Der zweite darstellende Band beschäftigt sich mit den innern Parteikämpfen, die auf Konradins Enthauptung, während der Reichsverweserschaft Karls von Anjou, folgten, aus denen eine neue Verfassung der Stadt hervorging. Diese trat 1282 in Kraft und legte den Grund zu der Herrschaft des in Zünften organisierten Volkes, die nach dem Aufstande des Giano della Bella 1292 weiter ausgestaltet wurde. Die Darstellung kann nicht so spannend sein wie in dem frühern Bande, weil die großen dramatischen Momente fehlen, dafür erhalten wir ein bis in die kleinsten Züge durchgeführtes Bild der florentinischen Verfassungsgeschichte, das früheste Beispiel seit der Zeit des Altertums in der europäischen Staatenwelt, wie sich eine Stadtrepublik aus der Adelsoligarchie zur Demokratie weiterentwickelt. Sorgfältige Register über beide Bände stellen dem Leser das Material für jede einzelne Frage zu bequemer Verfügung.

Von der Kunst, die Florenz vorzugsweise berühmt gemacht hat, wird in diesen Bänden noch nicht viel gehandelt, wir befinden uns ja noch in der Zeit vor Giotto und Dante; immerhin erhalten wir, außer den schon erwähnten baugeschichtlichen Regesten, interessante und wichtige Mitteilungen über die Mosaiken im Baptisterium, über die unteritalische Herkunft des Niccolò Pisano, über ein Lilienwappen von der Hand des Giovanni Pisano in einem Stadttor, über die von kirchlichen Gefangenevereinen (Laudesi) gestifteten Bilder der von musizierenden Engeln umgebenen Madonna. Dazu kommen zahlreiche kleinere Winke und freundliche Beihilfen für die Kunstgeschichte, „die ja allerdings eine liebenswürdige Mittelstellung zwischen der Phantasiwelt und der ernstesten Wissenschaft einnimmt“ (Urkundenband 472). Das ist jedenfalls sehr rücksichtsvoll und schonend ausgedrückt, denn leider darf man ohne Über-

treibung sagen, daß, bei aller an sich gewiß erfreulichen Zunahme des Kunstinteresses im großen Publikum, die Beschäftigung mit der Kunst, weil sie sich vortrefflich mit der Halbbildung zu vertragen scheint, immer mehr unter die Analphabeten gerät. Wo sie ja auch hergekommen ist, wird mancher denken, denn von Haus aus war ja die alte Kirchenmalerei in der Tat für Leute bestimmt, die nicht lesen konnten oder mochten, sodaß wir nichts dagegen einzuwenden wüßten, wenn sich auch die heutigen Interessenten mit dieser bescheidenen Position zufriedengeben möchten. Es gibt aber auch weniger anspruchslöse Menschen, und für die wird es eine Genugtuung sein, wieder einmal ein Buch von streng wissenschaftlichem Charakter, worin von Gegenständen der Kunst die Rede ist, in Händen zu haben. Bei dieser Gelegenheit möge hier am Schluß ein glücklich geprägtes Wort stehn, womit kürzlich im sächsischen Landtage der Finanzminister, dem zugleich die Kunstsammlungen unterstehn, auf allerlei Anrempfungen antwortete: „Auf keinem andern Felde kann eben der Mangel an Wissen so leicht verborgen werden wie in Angelegenheiten der Kunst.“ Treffend und wahr und um seiner dogmatischen Klarheit willen wert, behalten zu werden!



Die Bedeutung der Farben in der Tierwelt

Von J. P. Filskow in Eckernförde



ei einer Umfrage darüber, ob in der Pflanzen- oder in der Tierwelt die größte Farbenpracht herrsche, würden unstreitig die meisten Antworten zugunsten der Pflanzenwelt ausfallen. Solche Urteile können jedoch nur bei oberflächlicher Beobachtung zustande kommen; wer aber überall in der Tierwelt genaue Umschau hält, gelangt zu einem gegenteiligen Ergebnis. Freilich ist eine übergroße Zahl von Tieren unscheinbar gefärbt. Welcher blendenden Farbenpracht begegnen wir dafür bei unendlich vielen andern Tieren! Es sei nur an das metallisch glänzende Gefieder der Kolibris, der Papageien, der Fasanen und anderer buntfarbiger Vögel erinnert, ferner an die schillernden Farben der Schlangen und vor allem der Insekten, dann an den ungemein großen Farbenreichtum, der unter den Tieren des Meeres herrscht, und endlich an die Buntscheckigkeit und grelle Färbung unsrer einheimischen und der tropischen Säugetiere.

Daß diese vielgestaltigen Farben in der Tierwelt ebensowohl ihren besondern Zweck haben, wie dies in der Pflanzenwelt der Fall ist, und nicht etwas Zufälliges sind, dürfte wohl einleuchtend sein. Während aber das in der Pflanzenwelt am meisten verbreitete Grün einen rein physiologischen Zweck,